

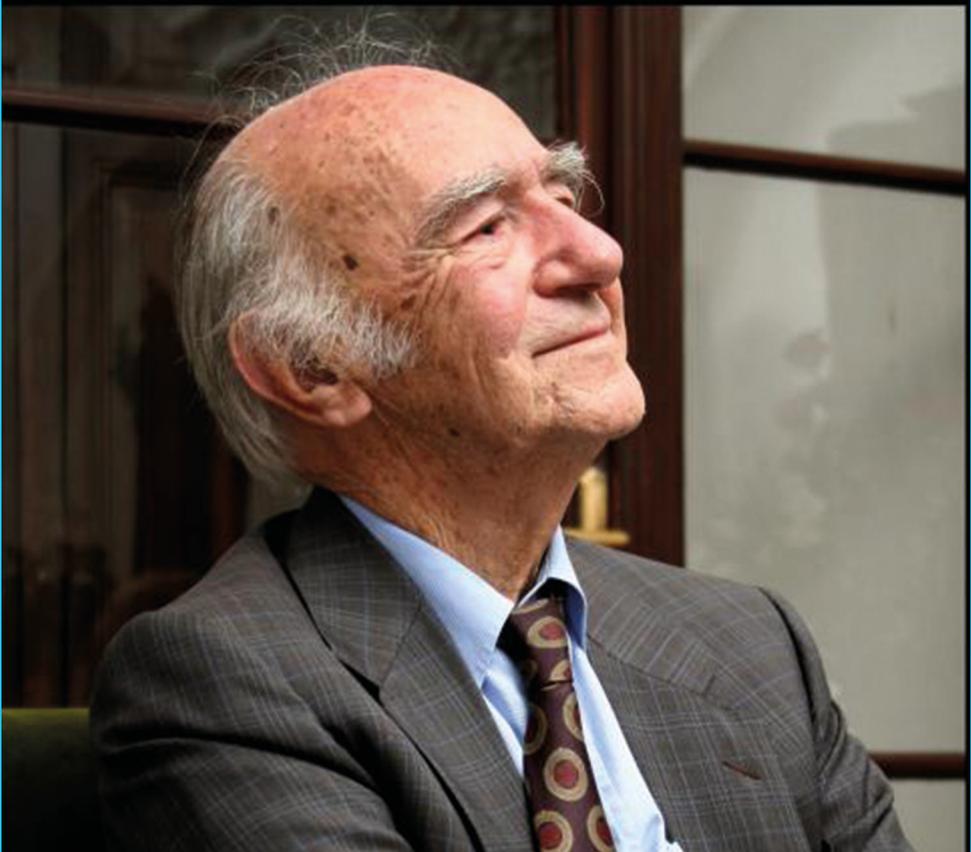
35. Jhg. APRIL 2025 Nr. 4 (437)

MASURISCHE STORCHENPOST



Nun ist er da, der Frühling!

Foto: Jadwiga Miś



Karl Dedecius – Übersetzer der polnischen Literatur

Foto: <https://willadecjusza.pl/> S.11

INHALT/ w tym numerze

- 4 Und dann kam Ostern
7 Masurisches Osterfest
11 Karl Dedecius Übersetzer der polnischen Literatur
16 Die Altenpruzzen - unsere Vorfahren
22 „Dank dem Erzählen, besser die Realität verstehen“ .Der polnische Schriftsteller Szczepan Twardoch über Kriegserlebnisse, die ihn zu seinem Roman Die Nulllinie führten
26 Wasser, Wind und weites Land. Unser siebter Urlaub in Mecklenburg-Vorpommern
35 Józef Chełmoński im Nationalmuseum Poznań
38 Wie Masuren zu seinem Namen kam

40 Karl Dedecius (1921-2016) - niemiecki tłumacz i literatury polskiej i rosyjskiej
44 Prusowie – pierwsi mieszkańcy Warmii, Mazur i Powiśla
52 Skąd wzięła się nazwa Mazur
56 Szczepan Twardoch

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Und dann kam Ostern

Von Gunter Schiwy

Ostern ändert von Jahr zu Jahr seinen Zeitpunkt. Es bewegt sich. Das hängt mit dem jüdischen Passahfest zusammen. Das Passahfest wird nämlich mit dem Frühlingsvollmond gefeiert. Das ist immer der erste Vollmond nach dem 21. März, dem Frühlingsanfang. In früheren Jahrhunderten rechneten viele Völker die Zeit nicht nach der Sonne, wie wir es heute tun, sondern nach dem Mond. So ist auch der jüdische Kalender noch heute ein Mondkalender.

Doch - wie wir wissen - stimmt der Lauf des Mondes und der Sonne nicht überein. Von einem Vollmond zum anderen sind es nur 29 Tage, während der Sommermonat 30 bzw. 31 Tage aufweist. Daraus ergibt sich, dass der Vollmond jeden Monat ein anderes Datum hat und damit auf einen anderen Wochentag fällt. Aus diesem Grund hat das Osterfest jedes Jahr ein anderes Datum.

Doch die Kirche hat festgelegt und entschieden, dass Ostern immer an einem Sonntag gefeiert werden muss und zwar an dem Sonntag, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsanfang fällt. So schwankt Ostern immer zwischen den Monaten März und April um etwa fünf Wochen.

Wir sollten auch wissen, dass das Passahfest ursprünglich ein jüdisches Frühlingsfest war, an dem Gott Opfer dargebracht wurden. Die Israeli waren in früherer Zeit als Nomaden Viehzüchter oder ihre Stämme betrieben Ackerbau. Es geschieht in der Geschichte oft, dass alten Bräuchen der Völker ein anderer Sinn gegeben wird, um sie der veränderten Zeit und Situation anzupassen.

Für das Wort „OSTERN“ gibt es zwei Deutungen. Es gibt einige Forscher, die es vom Namen der germanischen Frühlingsgöttin

OSTARA ableiten, die sogar den Hasen als heiliges Tier gehabt haben soll. Viele der Bräuche der Osterzeit gehen auf alte Frühlingsgötter oder aber Naturgeister zurück.

Doch andere wiederum behaupten, dass der Ursprung des deutschen Wortes „Ostern“ mit der Himmelsrichtung Osten begründet werden kann, weil die Auferstehung Jesu Christi mit dem Sonnenaufgang im Osten verglichen werden muss. Früher wurde der Auferstehungsgottesdienst am Ostermontag zur Zeit des Sonnenaufgangs abgehalten. Sobald sich das erste Licht im Osten zeigte, sprach der Priester die Worte: „Christ ist erstanden!“.

Die Menschen der Vorzeit waren im Grunde genommen froh, wenn der Winter vorbei war. Der Frühling brachte ihnen nicht nur das Licht und die Wärme, sondern auch die Nahrung. Winter bedeutete für sie: Dunkelheit, Kälte und auch Hunger. Oft verfügten sie nur über einen beheizten Raum. Sie aßen das, was die Jahreszeit gerade hergab. Die Mahlzeiten waren karg und mussten sich schwer erarbeitet werden. Es gab keine Konservenbüchsen oder Kühlschränke. Die Lebensmittel bestanden aus Getreide, Rüben, Bohnen, Früchten, Pilzen und Fischen. Deshalb bedeutete für diese Menschen das Erwachen der Natur gleichzeitig das Erscheinen ihrer Naturgötter. Donner, Blitz und Regen hatten für sie eine ganz andere Bedeutung als für uns heute.

Deshalb mussten die Frühlingsgötter unbedingt erweckt werden. Denken wir an die Frühlings- und Osterfeuer zurück, die selbst noch heute am Ostersonnabend abgehalten werden. Vergessen wollen wir in diesem Zusammenhang auch nicht das Wasser als Lebensquelle. Die Brunnen und Quellen durften nie versiegen. Daher der Wasserzauber mit dem Schöpfen des Osterwassers. Das Wasser war und ist das lebenswichtigste Lebensmittel.

Dass das Ei seit Urzeiten ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und Erneuerung ist, dürfte unbestritten sein. Das haben die vielen Grabbeigaben bewiesen. Auch in christlichen Gräbern aus dem 10. Jahrhundert fand man gefärbte Eier vor allem in den Farben rot. Erst seit ca. 300 Jahren.

Die ersten Berichte vom Eierverstecken und Suchen datieren aus dem 17. Jahrhundert. Ebenso alt sind auch die Wettspiele mit hartgekochten Eiern, wie Eierschiebers, Eierlaufen, Eierschlagen und Eierklaubers.

Der Osterhase, der die buntgefärbten Eier den Kindern legt, ist auch erst vor 300 Jahren aus der Taufe gehoben worden, nämlich im Jahre 1682.

In früheren Zeiten gab es vor Ostern eine vierzig tägige Fastenzeit, die streng eingehalten wurde und von Aschermittwoch bis Ostersonnabend dauerte. Gläubige Christen nahmen in diesen Tagen nur eine einzige Mahlzeit täglich zu sich. Doch als die wichtigsten Tage galten Aschermittwoch und Karfreitag. In den Kirchen wurden die bunten Altarbilder mit schwarzen oder violetten Tüchern verhangen. Daher die Bezeichnung „Hungertuch“ oder der Ausspruch „Am Hungertuch nagen“, was heißt: kärglich, bescheiden leben. Oft schwiegen in der Karwoche selbst die Kirchenglocken. Ruhe ist die erste Bürger-, aber auch Kirchenpflicht.

Masurisches Osterfest

MASUREN hat im Laufe von Jahrhunderten ganz eigenständige Bräuche hervorgebracht, die weit in die heidnische Prußenzeit der Sassen, Galinder und Sudaner zurückgehen, wo der Naturgötterglaube noch fest in den Köpfen der Menschen verwurzelt war. Neben Sagen, Märchen und Liedern, die von Mund zu Mund die nachkommenden Generationen weitergegeben wurden, blieb vor allem das Brauchtum im Volksglauben Masurens stark erhalten weil es der Wesensart seiner Bevölkerung entsprach. So hat das konservative Denken und Trachten der Masuren mancherlei eigenartige und von anderen Landsleuten belächelte Bräuche, Sitten und Eigentümlichkeiten bis in das Jahr 1945 in den Dörfern erhalten, weil diese Menschen mit ihrer Heimaterde enger verbunden waren, als wir es heute sind.

Doch damals bestimmte der Rhythmus des Tages- und des Jahresablaufs da draußen in der Natur ihr Empfinden, Trachten und Handeln, was durchaus verständlich ist. Diese Masuren waren einfach von der Natur, mit der sie lebten, abhängig!

Deshalb nahm das Osterfest bei den gläubigen, Christen unseres Dorfes KREUZOFEN in der Johannisburger Heide einen hohen Stellenwert ein, insbesondere bei den älteren evangelischen Gläubigen, die sich „Gromadkis – Versammler“ nannten und in unserem Dorf masurische Gottesdienste in eigener Zuständigkeit abhielten.

Ostern war für sie das Urfest der christlichen Kirche, hervorgegangen aus den Frühlingsritualen der heidnischen Prußen, die die

Natur und ihre Götter verehrten.

Die Karwoche wurde bei uns in Dorf die „Marterwoche“ oder „Stille Woche“ genannt, in der es keine Fleischgerichte gab.

In der Regel fastete man in dieser Woche. Das erste Fleischgericht gab es wieder am 1. Ostertag zu Mittag. Man muss zu diesem Verhalten wissen, dass den „eingefleischten Masuren“ nichts wichtiger war, als die angeborenen Traditionen ihrer Vorfahren korrekt fortzusetzen und zu achten, selbst auch dann, wenn sie in der Öffentlichkeit als Aberglauben galten, zumal nach ihrem Verständnis die Grenzen zwischen Glaube und Aberglaube fließend waren.

Das Ei symbolisierte bei uns im Osten das Bild der Fortpflanzung; das Lebens! Und die bunten Farben der Eier sollten an die kommende Farbenpracht des hereinbrechenden Frühlings erinnern.

Da der Hase zu den fruchtbarsten Tieren des Waldes gehört, verkörperte er die Ostereier, die er brachte!

Gerade weil der Winter in unseren östlichen Breitenraden ein langes und strenges Regiment führte, wurde der wärmende Frühling ersehnt. Es war die Hoffnung, dass endlich das junge Leben, die Natur mit ihren wärmenden Strahlen erwachte. Die ersten Vorboten des kommenden Frühlings sahen wir in den silbergrauen Osterkätzchen der Weidenbäume und in dem Gesang der Lerche. Wir betrachteten die heidnischen Frühlingsbräuche unserer Vorfahren als Fortsetzung des christlichen Glaubens. Ostern ist bei uns Kreuzofenern als ein neuer Aufbruch der Natur verstanden worden, als das Fest, an dem wir den Sinn unseres Lebens als

eine Hoffnung auf die (eigene) Auferstehung feierten. Dabei verbanden sich Ernst und Frohsinn, tiefe Gläubigkeit und Heiterkeit zu einer Synthese. Sie gingen eine enge Verbindung ein, ergänzten einander, waren Teil unseres dörflichen und damit christlichen Lebens.

Und dennoch konnte die kindliche Freude auf das Osterfest nur schwer unterdrückt werden. Die kindliche Ungeduld war da. Den Lichtblick der Erleichterung verspürten wir Kinder beim Kuchenbacken am Ostersonnabend, als Mutter den ganzen Tag in der Küche beschäftigt war. Der große Backofen, der sich im unteren Teil des Kachelherdes befand, wurde tüchtig mit Ofenholz beheizt. Und der Duft des Streusel- und Mohnkuchens sowie der Sand- und Schokoladen-Torte stieg uns Kindern in die Nase. Dabei strahlten unsere Gesichter!

Wir Kinder nahmen den Besen und die Harke in die Hand und der Hof und die Dorfstraße wurden gesäubert. Alles sollte für das bevorstehende Osterfest auf Hochglanz gebracht werden, einen durchaus festlichen Rahmen erhalten, damit der Osterhase ja unser Haus nicht verfehlte!

In Masuren sprach man um die Osterzeit dem Quellwasser der Bäche und Flüsse eine heilsame Kraft zu. Diese Wirkung ging von dem vom Eise befreiten Wasser aus, das nun aus dem Innern der Erde ganz rein herausprudelte.

Am frühen Morgen des 1.Ostertages eines jeden Jahres gingen meine Großmutter Henriette Sayk und ich bereits vor Sonnenaufgang zum 3 1/2 km entfernten Groß Kurwien an einen Wie-

senbach (Sdruskah), wo unter einer Erle eine Quelle sprudelte, um dort 2 große Kannen Quellwasser zu holen. Danach wuschen wir uns im klaren Quellwasser die Hände, das Gesicht und die Füße und tranken einen Becher des Wassers. Dabei durfte auf dem Hin- und Rückweg durch den morgendlichen Kiefernwald kein einziges Wort miteinander gesprochen werden, weil sonst das Osterwasser seine heilende und verschönernde Zauberkraft verloren hätte.

Zwischen meiner Großmutter und mir fiel auf diesem Wege nie ein Wort. Außerdem mussten wir von der Heilkraft des Quellwassers überzeugt sein und ständig im persönlichen Gebet Gott bitten.

Gegen 8.00 Uhr des 1. Ostertages durften wir Kinder in den Blumengarten, um die bunten Ostereier zu suchen, die die Osterhasen in der Osternacht gelegt hatten. Dabei wurden wir von den Eltern an die Stellen dirigiert, wo die Eier lagen.

Um 9.00 Uhr machten wir uns dann zu Fuß auf den Weg zum 3 1/2 km langen Kirchengang nach Klein Kurwien. Vor der Kirche begrüßten wir die Großeltern Schiwy aus Groß Kurwien, mit denen wir gemeinsam am Gottesdienst teilnahmen.

Die Nachmittage des 2. und 3. Ostertages waren für Besuche bei den Verwandten (Großeltern und Tanten) vorgesehen, wo wir Kinder noch einmal beschenkt wurden.

Karl Dedecius

Übersetzer der polnischen Literatur

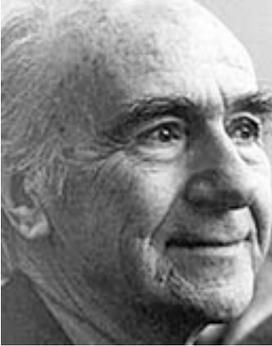


Foto: <https://uml.lodz.pl/>

Karl Dedecius (* 20. Mai 1921 in Łódź; † 26. Februar 2016 in Frankfurt am Main)

Karl Dedecius war ein bedeutender deutsch-polnischer Übersetzer, der vor allem für seine Übertragungen polnischer Literatur ins Deutsche bekannt ist.

Hanna Schoenherr - Übersetzer der polnischen Literatur (Fragmente)

Er gilt als wichtiger Vermittler zwischen beiden Kulturen und hat maßgeblich zum deutsch-polnischen Dialog beigetragen.

Dedecius gründete auch das Deutsche Polen-Institut in Darmstadt, welches sich der Förderung der deutsch-polnischen Beziehungen widmet.

Karl Dedecius machte seine erste Übersetzung im Lazarett des Gefangenlagers in der Sowjetunion. Weil man dort nur russische Bücher auftreiben konnte, musste er zuerst Russisch lernen. Als er das beherrschte, begann er russische Gedichte zu lesen und später sie sogar zu übersetzen. Zu den ersten gehören Lermontows Gedichte, dann Jessenin und Puschkin. Während seiner Weimarer Zeit schickte er der Zeitung „Das Volk“ die Übersetzung eines

Gedichtes von Lermontow. Die Übersetzung wurde angenommen und gedruckt. Kurz danach wurde Karl Dedecius zu einer Sitzung des örtlichen Schriftstellerverbandes eingeladen. Hier lernte er den Institutsleiter des Deutschen Theater im Belwedere kennen. Einige Zeit später wurde er vom Direktor dieses Instituts als Assistent für russische Literatur und Presse angestellt. (...) Während dieser Zeit übersetzte er das Buch „Der Rebell und der Bauer“, dessen Autor Leon Kruczkowski, der damalige Vizeminister für Kultur und Kunst der Volksrepublik Polen war.

1952 ist Karl Dedecius mit seiner Familie nach Westdeutschland ausgewandert. Hier fand er in der Allianz Versicherung Arbeit. (...) Der erste Kontakt entstand durch Tadeusz Śliwiak, den Chefredakteur von „Zebra“. Diese Krakauer Studentenzeitschrift befasste sich vor allem mit Kunst und sie druckte auch Gedichte junger, polnischer Autoren. Dank „Zebra“ lernte Dedecius die in Deutschland völlig unbekannt Dichter kennen. Er übersetzte ihre Gedichte ins Deutsche. (...)

1959 erschien in Deutschland die erste geschlossene Publikation polnischer Lyrik. Karl Dedecius nannte seine Übersetzung „Leuchtende Gräber. Verse gefallener polnischer Dichter“. Nach der Herausgabe dieses Buches wurde Karl Dedecius zum ersten Mal nach dem Krieg nach Polen eingeladen. Er durfte am Symposium, das Juliusz Słowacki gewidmet war, teilnehmen. Während des ersten Aufenthalts hat er viele Kontakte geknüpft, welche sich später oft als Freundschaften entwickelten.

Der Band „Lektion der Stille“ (1959) enthält Gedichte überwiegend junger, noch unbekannter Dichter wie Konstanty Ildefons

Galczyński, Zbigniew Herbert, Małgorzata Hillar, Mieczysław Jastrun, Tymoteusz Karpowicz, Czesław Miłosz, Julian Przyboś, Tadeusz Różewicz, Wisława Szymborska und Julian Tuwim. Als Herausgeber und Übersetzer hat sich Dedecius vom Qualitätskriterium leiten lassen.(...)

„Die Lektion der Stille“ war die erste von Dedecius übersetzte Anthologie polnischer Lyrik und wurde als wichtiger Schritt zur Annäherung der polnischen und der deutschen Kultur hochgelobt.

Insgesamt übersetzte er über 300 Dichter und Prosaisten, darunter Mickiewicz, Miłosz, Szymborska, Różewicz, Lec, Herbert. Das 7-bändige „Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts“ gilt als sein Lebenswerk.

- Es ist wirklich ein großes Glück für die Poesie, seit so vielen Jahren einen so großartigen und treuen Übersetzer zu haben - sagte Wisława Szymborska in einer der archivierten Sendungen über Dedecius. Das überrascht uns nicht, dass bei der Verleihung des Literaturnobelpreises an Wisława Szymborska im Dezember 1996 in Stockholm durfte Karl Dedecius nicht fehlen, der jahrzehntelang erfolgreich den Weg für Szymborskas Lyrik in den Westen geebnet hatte.

Die Gräfin Marion Dönhoff hat Karl Dedecius im Deutschen Polen - Institut kennen gelernt. Ihre Bekanntschaft begann mit einem Gedicht von Siergiej Jesienin, dessen zwei letzte Verse:

**„Wo, wo bist du stille Freude, welche
Nichts begehrend, alles lieben kann“**

Die Gräfin zitierte später oft diese Worte, denn sie meinte so sei ihre Liebe zu der verlorenen Heimat. Lieben ohne zu besitzen, eine

wahre Lebenskunst.

Als Gräfin Dönhoff nach einer langen Krankheit starb, gab es laut ihres Wunsches an ihrem Grab keine langen Reden. Ein Pastor hatte ein kurzes Gebet gesprochen und Karl Dedecius las die Übersetzung des Gedichts „Du sollst den Namen ...“ von Leopold Staff.

Du sollst den Namen...

Du sollst den Namen Schmerz nicht unnütz brauchen.

Die Bäume mögen für dich rauschend trauern,

Der heimatlose Wind in Trümmer tauchen

Und weinen grau der Herbst mit Regenschauern

.

Wer einsam, wird stets ohne Hilfe rechten

Und ohne einen fremden Arm ermatten.

Ich war mir selbst Laterne in den Nächten,

Auf schwülen Wegen war ich selbst mir Schatten.

Der Zeitgeist, diese Große Paranoia,

Hört nur auf Götzen dienende Rhetoren.

Es naht die Nacht. Was ich zu sagen scheue,

Hat eine Stimme nur für Gottes Ohren. (...)

Es war also eine Bekanntschaft die mit einem Gedicht begann und mit einem endete.

Das **Deutsche Polen-Institut** wurde 1980 in Darmstadt von Karl Dedecius gegründet. Das Institut trägt mit seinem Programm dazu bei, die gegenseitigen Kenntnisse des Kultur- und Geistesleben

von Polen und Deutschen zu vertiefen.

Es beschäftigt sich mit polnischer Gesellschaft, Geschichte und Kultur sowie mit den deutsch-polnischen Beziehungen im Kontext der europäischen Integration. Dabei werden Politik, Wissenschaft, breite Öffentlichkeit und Medien angesprochen.

Von 1982 bis zum Jahr 2000 erschienen im Suhrkamp Verlag 50 Bände der „Polnischen Bibliothek“.

Karl Dedecius (1921-2016) benannt, dem Nestor der Übersetzer polnischer Literatur und verdienten Vermittler zwischen Deutschland und Polen. Eine deutsch-polnische Jury wählt die Preisträger. Das Deutsche Polen-Institut verleiht alle zwei Jahre den Karl-Dedecius-Preis für deutsche Übersetzerinnen und Übersetzer polnischer Literatur und polnische Übersetzerinnen und Übersetzer deutschsprachiger Literatur. Mit diesem Preis werden die Übersetzerinnen und Übersetzer für ihren sprachlichen Brückenbau zwischen Deutschen und Polen mit je 10.000 Euro honoriert und unterstützt

Vorbereitung B.W.

Quelle:

Hanna Schoenherr: Karl Dedecius

- Übersetzer der polnischen Literatur (Fragmente)

– X. Masurische Gespräche, Krutyń 2010

<https://uml.lodz.pl>

<https://dzieje.pl/kultura-i-sztuka/>

<https://www.deutscheundpolen.de>

https://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Polen-Institut

<https://polskieradio24.pl> - 2025-05-20

Geschichte

Die Altenpruzzen - unsere Vorfahren

Zu den alten Völkern Europas gehören die Pruzzen. (...)

Obwohl in der Vergangenheit vieles im Dunkel liegt gibt es für sie einen Lichtblick in der Geschichtsforschung - den Bernstein. Ein Geschenk des Himmels, Tränen der Heliaden und viele andere Bezeichnungen regten an, um über ihn - und manchmal mehr oder weniger über die Pruzzen zu berichten. Seine Besonderheit für die Medizin, die Magie oder auch nur für das Schönheitsempfinden machten ihn zu einem begehrten Handelsgut und zu einem Gegenstand über den man sich einfach unterhalten musste.

Wir wissen, dass der Bernstein, vor 50 Millionen Jahren entstanden, bereits vor 12.000 Jahren schriftlich erwähnt wurde. Es war ein anonymer Assyrer, der gewissenhaft auf seiner Tontafel notierte, dass dieser wertvolle Stein aus dem hohen Norden komme. (...)

Über den bis 100 n. Chr. bekannten Norden berichtet der römische Historiker Cornelius Tacitus in seiner «Germania» bezeichnet er die Pruzzen mit dem Namen «Aestii». Diese Leute seien fleißige Bauern und ihre Scheuer gefüllt mit allen, Sorten von Getreide, Hirse, Hülsenfrüchten und Flachs und ihre Höfe seien bevölkert mit Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen. Sie jagen gerne und Bienen versüßen ihnen das Leben. Mit Fellen und Bernstein tauschen sie Metallwaren, Schmuck und Stoffe. Der Bernstein sei ein verfestigter Baumharz, aus der Urzeit. Die Pruzzen seien die einzigen, die den Bernstein gewinnen.

Der erste Augenzeugenbericht stammt vom angelsächsischen Händler Wulfstan, der um 890 die Handelsstadt Trüso am Frischen Haff aufsuchte und Bräuche der dortigen Bevölkerung schilderte. Die Bevölkerung nannte er *Ēstas*.

Über die einzelnen pruzzischen Stämme schreibt bereits vor 1700 Jahren der Grieche Ptolemaeus aus Alexandria. Er kennt die Galinder und Sudaner. Ptolemäus schrieb, dass die Galindae und die Sudini unterhalb der Venedeae wohnten, womit wohl bereits die Galinder und Sudauer genannt werden.

Der Spanier Ibrahim Ibn Jakob, der 965 n.Chr. von Magdeburg Mecklenburg und das nördliche Europa bereiste, schrieb, daß die Prußen sich selbst Prusai nennen und leitete die bis heute erhaltene Schreibweise „Prußen“ ein. (...) Der Geschichtsschreiber Helmold von Bosau berichtet:

„Die Prußen haben noch nicht des Glaubens Licht erblickt; es sind Leute mit vielen natürlichen Gaben, sehr menschlich gegen Notleidende. Schiffbrüchigen und von Seeräubern bedrohten fahren sie sogar entgegen und helfen ihnen.“ Diese Tugend gab es selten.

„Gold, Silber und Bernstein gilt ihnen sehr gering. Im Überfluss haben sie Felle, deren Duft das tödliche Gift des Hochmuts in unsere Welt gebracht hat. Jene freilich bewerten sich nicht höher als Dreck und sie verurteilen uns, die wir nach dem Marderwams lechzen wie nach der höchsten Glückseligkeit. Solche kostbaren Marderpelze bieten sie uns für unsere Wollkleider an. Viel könnte man zum Lobe der Sitten dieses Volkes sagen, würden sie nur an Christus glauben, dessen Prediger sie aber wild verfolgen.“

Der berühmte Adalbert von Prag wurde bei ihnen mit der Märtyrerkrone geschmückt. Bis heute ist bei ihnen, die sonst doch alles mit uns teilen, das Betreten ihrer heiligen Haine und Quellen verboten, denn diese würden, nach ihrer Meinung, durch den Besuch von Christen, entwürdigt. Vom Fleisch der Zugtiere ernähren sie sich, deren Milch und Blut sie auch trinken, sodass sie davon beerauscht werden.

Der tschechische Adalbert war auf Geheiß von Herzog Boleslaw nach Preussen gekommen. Die Pruzzen, die sich seit 992 bis 1190 gegen die Einfälle der Polen in Preussen zu wehren hatten, waren misstrauisch auf den Gesandten Boleslaws und verwiesen Adalbert des Landes.

Adalbert kehrte heimlich nach Fischhausers zurück, Er wurde wieder aufgegriffen und des Landes verwiesen. Als er sich widersetzte, kam es zu Auseinandersetzungen und Adalbert wurde von dem Bruder eines durch die Gegenseite getöteten Pruzzen, enthauptet.

1220 billigte Papst Innozenz den ersten Kreuzzug gegen das Preuzenland, an dem sich Abenteurer aus aller Welt beteiligten. Die große Offensive beginnt durch den Deutschen Orden mit Landmeister Herrmann von Balk im Jahre 1230 an der Weichsel.

Das Fehlen eines Staatsgebildes sowie der starke Widerstand gegen den christlichen Glauben wirkte sich für die Pruzzen verhängnisvoll aus. Die geringe Zahl der Bevölkerung, die keine ausgebildeten und organisierten Krieger hatte, konnte den militärisch erfahrenen und modern bewaffneten Söldnerheeren des Ordens, trotz verzweifelter Gegenwehr, nicht standhalten.

Nach 53 Jahren, im Jahre 1283, erlosch der Widerstand.. Skomand, der letzte Anführer der Sudauer ergab sich um der Generation, die nur Krieg kannte, Ruhe zu verschaffen.

Als der Deutsche Orden um 1200 n. Chr. Ins Preuzzenland kam, lebten dort ca. 170 000 Preußen. (...).

Die Pruzzen wurden lange Zeit diskriminiert, sie dürfen in keinen Städten niederlassen. Erst mit der Reformation besserten sich die Verhältnisse. 1544 zur Eröffnung der Königsberger Universität, bestimmte Herzog Albrecht, dass jährlich eine Stipendien an Pruzzen vergeben werden müssten. Er liess ebenfalls 1545 und 1561 der Katechismus ins prussische übersetzen.

Wer sind die Prußen?

Es sind die Menschen mit etwas ungewöhnlich klingenden Namen, wien Perbant, Willuhn, Josupeit, aber auch Namen wie Grunen-berg (altprussish GrawdeCazmis) Sind lediglich Übersetzungen, die immer wieder im Siegestaumel Vorgebommen werden.

Die Sprache wurde verboten, die Urbevölkerung als minderwertig bezeichnet.

Die Religion der Prußen war eine klassische Naturreligion. Sie verehrten die Gottheit in allen Erscheinungen der Natur. Die Namen der Götter bezeichneten keine bestimmten Persönlichkeiten. Bäume, besonders Eichen, wurden als Heiligtümer verehrt. „Puschkaytis“, der Gott des Wäldes, lebte im Hollunder, der nie gefällt werden durfte.

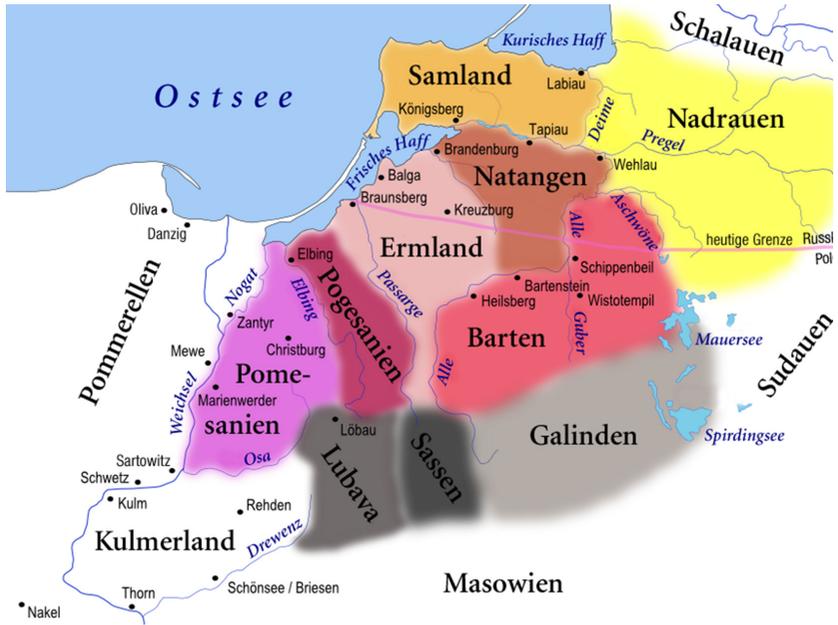
Die Pruzzen glaubten an ein Weiterleben nach dem Tod. Nach den Quellen schien der Tote in eine andere Welt überzugehen und dort in derselben Aufmachung weiterzuleben wie im Diesseits. Der

Verstorbene wurde standesgemäß verbrannt; manchmal wurde ihm neben Waffen, Werkzeug oder Schmuck auch ein Pferd für das Leben nach dem Tod mitgegeben.

Während des Leichzugs stechen Freunde der verstorbenen Person mit Messern in die Luft, um die Teufel zu vertreiben. An der Dorfmark steht ein Pfahl, auf den ein Schilling gelegt wird. Die Männer mit Pferd veranstalten ein Wettrennen, um den Schilling zu erhaschen. Danach wird der Leichnam bestattet.

Die Frau hatte bei den alten Pruzzen eine geringe Stellung inne und wurde laut Peter von Dusburg nach dem Eheschluss wie eine Magd behandelt, die nicht am Tisch des Mannes speiste. Die Kaufehe war weit verbreitet, und nach dem Tod des Ehemannes fiel die Witwe dem Sohn zu, wie anderes Erbgut. Die Braut wird abgeholt, erhält sie ein Feuer, das sie fortan im neuen Zuhause hüten soll. Erreicht die Braut das Haus des Bräutigams, wird sie mit verbundenen Augen vor die Haustür geführt, mit der Aufforderung, diese mit dem Fuß aufzustoßen. Auch wird sie im ganzen Gehöft herumgeführt. Danach wird ein großes Fest gefeiert.

Heute sind die Pruzzen und ihre Nachkommen auf der Suche. Sie wohnen weit verstreut in aller Welt. Sie schauen auf die Indianer, die in Reservaten versuchen, einen Teil ihrer Kultur zu bewahren. Sie sind uns weit voraus. Wir können nur mit Treffen und Informationen zum Verständnis unserer Kultur beitragen. B.W.



Pruzzische Stämme im 13. Jahrhundert anhand der *Encyclopaedia Lithuanica*

**„Dank dem Erzählen, besser die Realität verstehen“
Der polnische Schriftsteller Szczepan Twardoch über
Kriegserlebnisse, die ihn zu seinem Roman *Die Nulllinie*
führten**

von Arkadiusz Łuba

Zweimal schon fühlten der polnische Schriftsteller Szczepan Twardoch und sein neustes Buch das riesige Auditorium des neuen Museums für Moderne Kunst in Warschau ebenso bis an den Rand wie auch die Säle des Literarischen Colloquiums Berlin. Sowohl am vergangenen Wochenende in der polnischen Hauptstadt als auch am Dienstag im ich kamen jeweils mehr als 200 Personen, um über den Krieg in der Ukraine zu hören und wie die Kriegsgeschehnisse der auch in Deutschland bekannte Autor in sein Buch *Null* (dt. *Die Nulllinie*) einfließen ließ.

Ihren Ursprung hat *Die Nulllinie* in den Originalgesprächen mit ukrainischen Soldaten, die Twardoch für einen Buchband literarischer Essays führte, und teilweise in der polnischen Tageszeitung „GazetaWyborcza“ bereits 2023 drucken ließ.

„Wenn jeder Krieg [...] einen großen Roman hervorbringt, dann ist es nicht unwahrscheinlich, dass es für die Ukraine nach 2022 *Die Nulllinie* sein wird“, wie es schon „Die Zeit“ formulierte. Doch zu den Ursprüngen des Buches.

Als einer von wenigen westlichen Autoren startete Twardoch mehrere Sammelaktionen und fuhr immer wieder sowohl mit humanitären als auch mit militärischen Transporten in die Ukraine. Er ver-

sorgte die Kämpfenden mit Geländefahrzeugen und Drohnen, die er aus Polen aus erworben hatte. Er war unterwegs mit Soldaten und freundete sich mit Frontlinern an, die ihm ihre Erlebnisse erzählten. Er habe die Schrecken des Krieges hautnah erlebt: **„Ohne dies und ohne die unterm Panzerbeschuss fallende Erde in einem Bunker beispielsweise, hätte ich den anhaltenden Krieg nicht beschreiben können“.**

Solche Bedenken hatte er nicht, als er über den Ersten Weltkrieg in *Demut* und über den Zweiten Weltkrieg in *Morphin* schrieb. **„Die Aktualität dieses Krieges erlaubt es mir nicht anders“**, unterstreicht er im Gespräch: **„Dabei geht es auch nicht darum, dass es ein Äquivalent für die Recherchen sei, die ich im Falle der anderen Romane gemacht habe. Es geht nicht darum, dass ich diesmal statt Erinnerungen oder andere Kriegsbücher zu lesen, einfach dorthin fahre, mich umschaue und umhöre und es später niederschreibe“.**

Für den Schriftsteller sei es etwas Tieferes:

„Dieser Krieg ist ein emotionales und prägendes Erlebnis für mich. Ich hätte nicht gedacht, dass mich in meinem Alter noch etwas so stark prägen könnte. Doch dies passierte, als ich zum ersten Mal die Schüsse der Artillerie hörte. Ich stellte dabei fest, der Krieg findet wirklich statt, es ist echt. Zuvor sah ich ihn nur im Fernsehen oder im Internet“.

Der Krieg in der Ukraine hat nicht viel mit den Bildern von Remarque, Jünger, Hemingway oder Orwell zu tun.

„Der jetzige Krieg ist einer, in dem das Schlachtfeld durchsichtig ist“, sagt Twardoch und meint damit, dass „beide Seiten die

Schritte ihres jeweiligen Gegners kontrollieren“:

„Es ist ein Krieg, in dem alles sichtbar ist und nichts versteckt werden kann“.

Die Drohnen, für die auch Twardoch Geld sammelte, verantworten in einigen Abschnitten zu 80% die Verluste, die in den Kämpfen hinzugefügt werden. Plötzlich sei der Krieg ein interaktives Videospiel geworden, indem andere als nur die traditionellen militärischen Fähigkeiten an Bedeutung gewonnen hätten, so der Autor:

„Die sich ständig entwickelnde Kriegstechnologie verändert das Schlachtfeld. Wenn du als Soldat überleben möchtest, dann ist es nötig zu wissen, über welche Ausrüstung der Gegner verfügt. Denn abgesehen davon werden Sicherheitszonen definiert“.

Dieser Krieg sei etwas, was zuvor noch nicht erzählt worden sei.

„Und das sollte die Kultur erkunden. Denn nur so können wir die Realität besser verstehen, indem wir sie uns erzählen“, verlangt der Schriftsteller, der in diesem Erzählen auch die Rolle eines Künstlers und die eigene sieht.

Doch in welche Worte sollte man als Schriftsteller all das kleiden? Die Wahl und Gestaltung der Sprache ist etwas, was Twardoch beim Schreiben bewusst kontrolliert. So nennt er die Sprache von *Die Nulllinie* eine Grauzone zwischen Polnisch und Ukrainisch. Sie ist rau, schonungslos, gesättigt von Schimpfwörtern; so wie er sie in der Ukraine erlebte und schließlich festhielt. Er schuf eine Art Volapük, eine gewisse Plansprache.

In dieser Plansprache meldet sich Koń, ein Pole mit ukrainischen Wurzeln, freiwillig zur ukrainischen Armee und erlebt bald die Wirklichkeit, den Kontrast vom reichen Kiew zum desolaten Donbass, die Kluft zwischen offiziellen Bildern und den wahren Zuständen der Armee mit Gleichgültigkeit, Vetternwirtschaft. An vorderster Front, in einem vom Dnipro abgeschnittenen Flecken Erde, suchen er und seine Gefährten nach dem Sinn, dem Licht, zwischen Drohnen, Verletzten und dem Tod. An der Nulllinie bekommen Brüderlichkeit und Mut eine neue Bedeutung, Vernunft weicht der Intuition, Aberglaube dem Wissen. Koń ahnt immer mehr, dass dieser Krieg für ihn nie enden wird.

Und für Twardoch? Ob er traumatisiert sei? – Dazu sagt er nichts direkt. Allerdings müssten sich ihm die gesammelten Erfahrungen tief unter die Haut eingebrannt haben. Während seines Treffens mit dem Lesepublikum in Warschau nämlich, fingen auf einmal die Glocken der nahegelegenen Allerheiligen-Kirche an zu läuten. Sein Kommentar dazu, mit einem Lächeln kaschiert, war sichtlich beunruhigt: „Ist das eine Alarmglocke, die da schlägt?! Ich dachte, das waren zwölf Schläge. Ziemlich seltsam“.

Seltsam wie der Krieg, der um die Ecke stattfindet und kein Ende nimmt...

Wasser, Wind und weites Land

Unser siebter Urlaub in Mecklenburg-Vorpommern

Nach den kalten Vorfrühlingswochen hatten wir uns auf diese Reise nach Wismar an der Ostsee sehr gefreut! Wir wollten einmal andere Landschaften sehen und andere Menschen reden hören als in und um Coburg. Meine Frau hatte eine Ferienwohnung angemietet im Müggenburger Weg 8. Der Ort hieß „Kuhmoor“, aber ein Schild mit diesem Namen haben wir nirgendwo gesehen.

Wir fuhren am Sonntag, 6. April, um 11.00 Uhr bei strahlendem Sonnenscheinauf der Autobahn Richtung Erfurter Kreuz. Ich hoffte, der Navigator in unserem Auto würde so denken wie ich, aber dem war nicht so. Ich wäre gern ohne Navigator nach Wismar gefahren, ich brauche dazu weder Landkarten noch Navigatoren. Gefahren wäre ich zum Hermsdorfer Kreuz und von dort zum Berliner Ring. Dann wird bei Potsdam die Autobahn Richtung Hamburg angezeigt, von der die Autobahn Schwerin, Wismar, Rostock abzweigt. Aber unser Navigator dachte ganz anders, der führte uns von der Autobahn ab ins thüringische Kernland mit Orten wie Eisleben und Wittenberg, dann kam noch der erschwerende Umstand hinzu, dass meine Frau auf ihrem Handy auch einen Navigator hatte, der ganz andere Fahrtrichtungen anzeigte als der im Auto. Jedenfalls waren wir völlig verwirrt und hilflos! Es war sehr ärgerlich!

Immerhin kamen wir auf unserer Irrfahrt an Orten vorbei, die für die DDR-Geschichte wichtig sind, so an der Kleinstadt Greußen im Kyffhäuserkreis, wo von Oktober 1945 bis Januar 1945,

nachdem Thüringen im Juli 1945 von der sowjetrussischen Besatzungsmacht übernommen worden war, 38 Jugendliche wegen des Verdachts, Werwölfe zu sein, verhaftet und ohne Prozess in das von den Nazis übernommene KZ Sachsenhausen verbracht wurden. Als das Lager 1950 aufgelöst wurde, waren 24 von ihnen an Unterernährung und Krankheiten verstorben. Vor Jahren habe ich einmal den Friedhof in Greußen besucht und dort einen Gedenkstein gefunden. Einen weiteren gibt es heute vor der Staatlichen Realschule.

Später, schon auf dem Weg Richtung Halle, fuhren wir an der Stadt Schafstädt im Landkreis Merseburg vorbei. Dort hat der DDR-Schriftsteller Rainer Kirsch (1934-2015), der Ehemann der Schriftstellerin Sarah Kirsch (1935-2013) von 1957 an zwei Jahre „zur Bewährung in der Produktion“ arbeiten müssen, während sein Freund Günter Zehm (1933-2019) wegen „Konterrevolution“ zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Rainer Kirschs Vater Edgar Kirsch war Professor an der Pädagogischen Hochschule Halle und konnte seinen Sohn vor einer Zuchthausstrafe bewahren. Günter Zehm hatte keinen Vater, der war im Zweiten Weltkrieg gefallen.

Auf der Autobahn ging es nach dem Zeitverlust zügig voran, über Halle fuhren wir Richtung Berlin und erreichten bei Potsdam den Berliner Ring, von wo aus wir Richtung Hamburg fuhren. In der Prignitz mussten wir tanken. An einer Zapfsäule waren acht Zapfstutzen, Benzin und Diesel. Ich bin heutzutage sehr vorsichtig beim Tanken, weil ich vor Jahren einmal in Thüringen Benzin in unseren Tank gefüllt habe statt Diesel. Das war uns sehr teuer gekommen! Ich füllte also Benzin SUPER 95 in unseren Tank, je-

denfalls meinte ich, das getan zu haben, zog den Schlauch heraus, hängte ihn ein und ging zur Kasse. Dort verlangte die Kassiererin 79.00 Euro von mir fürs Tanken. Wir hätten Diesel getankt und müssten das bezahlen. Sie war nicht zu überzeugen, zum Beispiel dadurch, dass der Dieselstutzen überhaupt nicht in die Öffnung unseres Benzintanks passte! Erst als ich mit der Polizei drohte, lenkte sie ein und überprüfte, da alle tankenden Autos fotografiert werden, die Filmaufnahmen und stellte fest, dass eine Autofahrerin schwarz getankt hatte und weggefahren war. Schließlich merkten wir, dass wir, weil die Tanksäule noch nicht wieder freigeschaltet war, gar nicht getankt hatten, fuhren zur Nachbartanksäule, tankten und zahlten 19.00 Euro statt 79.00. Wir hatten den Eindruck, die Kassiererin wollte sich an uns bereichern, denn sie hätte ja von der geflüchteten Autofahrerin das Geld noch einmal bekommen.

Nach diesem Schreck fuhren wir weiter, riefen von unterwegs Frau Ewert, unsere Vermieterin, an, und erreichten die Wohnung am frühen Abend mit Mühe. Ein Ort „Kuhmoor“ war nirgendwo angezeigt, wir fuhren orientierungslos durch die Gegend, gerieten auf ein Kopfsteinpflaster, wo man nur höchstens 30 Kilometer fahren durfte, hinter dem Ortsschild war die Begrenzung der Geschwindigkeit aufgehoben, aber wegen des Pflasters konnte man ohnehin nicht schneller fahren. Wir überquerten im Wald eine Hauptstraße und sahen gegenüber eine Sackgasse, welche die war, die wir suchten. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht!

Eigentlich wollten wir noch essen gehen, dann liehen wir uns bei der Vermieterin eine Tüte Milch, aßen Müsli und gingen früh zu Bett. Die Wohnung, in der wir jetzt sechs Tage übernachteten, bestand aus einem großen Zimmer mit Schiebefenstern zur Terras-

se, dort stand auch ein Strandkorb. Dahinter war der Zaun zum Nachbargrundstück, das zwei große Hunde, offensichtlich Brüder, voller Angriffslust bewachten. Als ich am Zaun stand, rasten sie bellend auf den Zaun zu und standen dann hechelnd vor mir, wedelten aber mit ihren Schwänzen, was wohl bedeutete, dass sie mir freundlich gesinnt waren.

In unserem Zimmer stand in einer Ecke ein Doppelbett, in der anderen der Esstisch. In der Mitte war die Sitzecke mit Sofa und Fernsehen. In der dritten Ecke gab es eine Kochnische mit Külschrank. Schwierigkeiten hatten wir mit dem Empfang der Sender auf dem Fernsehen, weil das Gerät nicht an eine Schüssel, sondern an das Internet angeschlossen war. Es flimmerte und fiepte, dann war der Ton weg, es war schrecklich! Das Badezimmer war über den Flur zu erreichen, aber die Dusche, das war das zweite Ärgernis, gab nur lauwarmes Wasser ab.

Wir fuhren am Montagmorgen, 7. April, über einen Kreisverkehr zum Bäcker, kauften Brötchen und die OSTSEE-ZEITUNG und nebenan bei LIDL Butter, Milch, Marmelade und Wurst. Dann frühstückten wir mit zwei gekochten Eiern und fuhren gegen Mittag auf die Insel Poel, die nur zehn Kilometer entfernt lag und die man kennt, wenn man die Serie „SOKO Wismar“ im ZDF jeden Morgen um 11.15 Uhr sieht. Die Insel erreicht man über eine kaum bemerkbare Brücke, sie ist 37 Quadratkilometer groß und hat 2500 Einwohner, die in mehreren Dörfern wie Kirchdorf, Timmendorf und Gollwitz wohnen. Die Insel ist bekannt für ihre Pferdezucht und gehörte von 1648, dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, bis 1803 zum Königreich Schweden.

Wir parkten in Timmendorf und gingen zu Fuß zum Hafen, wo uns zwei betrunkene Männer ansprachen und uns fragten, ob sie uns duzen dürfte. Sie quasselten nur dummes Zeug und wohnten auf einem kleinen Boot, mit dem sie durch die Ostsee schipperten. Nach unserem Hafenrundgang gingen wir Fisch essen in einem Restaurant, das jetzt von Italienern betrieben wird. Abends sahen wir uns im Fernsehen den Film über Hans Rosenthal (1925-1987) an.

Am Dienstag, 8. April, fuhren wir in die Innenstadt von Wismar, die wir schon mehrmals besucht haben. Die Stadt hat 44 000 Einwohner, ist also nur wenig größer als Coburg. Hier wohnte Egon Aigmüller, mit dem ich in Torgau, Altenburg, Leipzig und Waldheim im Zuchthaus saß. Im Sommer 1963 wurde er entlassen, ich ein Jahr später. Vor Jahren haben wir ihn besucht, da wohnte er schon lange nicht mehr in der Straße Hinter dem Chor 7 an der Nikolaikirche. Diese Adresse hatte ich mir gemerkt. Damals saßen wir im Restaurant „Alter Schwede“ und erzählten uns Knastgeschichten aus Waldheim. Da er nicht mehr im Telefonbuch steht, nehme ich an, dass er gestorben ist.

Wir besichtigten die Nikolaikirche und fanden in einer Nische, die über zwei Stufen zu erreichen war, mehrere hundert Bücher gestapelt zum Verkauf. Jedes Buch sollte nur einen Euro kosten, auch die umfangreichen. Das Geld musste man durch einen Schlitz in eine Truhe fallen lassen. Ich nahm die Reclam-Ausgabe des Anna-Seghers-Romans „Das siebte Kreuz“ (1942) mit, in dem ein Nachwort der DDR-Schriftstellerin Christa Wolf (1929-2011) abgedruckt war. Auf der ersten Seite stand der Name der

Vorbesitzerin aus Neubukow. Während ich später am Marktplatz saß, Kaffee trank und Frankfurter Kranz aß, ging meine Frau einkaufen, Textilien, die es in Coburg nicht gibt. Ich las die OSTSEE-ZEITUNG und beobachtete die Leute. Später gingen wir ins Restaurant „Alter Schwede“, das als Gebäude 1380 errichtet wurde, Fisch essen.

Am Mittwoch, 9. April, fuhren wir in die Landeshauptstadt Schwerin, um Erich Loests Sohn Robert zu besuchen, der seit Jahren in der Innenstadt ein Antiquariat betreibt. Als ich im Oktober 1959 seine Mutter in der Leipziger Oststraße 5 besuchte, um mir drei Romane Erichs auszuleihen, war er zwei Jahre alt. Das Antiquariat war leicht zu finden. Ich hatte ihm vorher geschrieben, und er hatte uns empfohlen, vormittags zu kommen, da er erst um 14.00 Uhr öffne. Wir trafen gegen 10.00 Uhr ein und blieben bis 11.30 Uhr. Wir saßen zu viert um einen Tisch, es gab Kaffee und Kuchen. Ich erzählte von meinem „illegalen“ Besuch bei seiner Mutter im Oktober 1959, von meinen Hafterlebnissen in Waldheim und vom ersten Treffen mit Erich nach seiner Lesung an der Universität Münster. Es war ein anregender Vormittag! Wir schlenderten dann noch durch die Altstadt Schwerins und tranken irgendwo Kaffee. Die Landeshauptstadt hat heute knapp 99 000 Einwohner und liegt an mehreren Seen. Abendbrot aßen wir zu Hause.

Am Donnerstag, 10. April, holte ich zu Fuß Brötchen und die OSTSEE-ZEITUNG und verlief mich auf dem Rückweg. Ich musste einen Kreisverkehr überqueren und von dort in eine Sackgasse einbiegen. Ich geriet aber in eine Straße, durch die der Verkehr brandete und Busse fuhren. Ich fragte eine Frau nach dem Weg, die

wies mich in eine Sackgasse, das war aber die falsche. Der Namen der Sackgasse, wo wir wohnten, fiel mir in der Aufregung nicht ein. Ich musste meine Frau anrufen, die mich am Kreisverkehr abholte. So etwas ist mir noch nie passiert!

Nach dem Frühstück fuhren wir nach Rostock zum Ostermarkt in der Kröpeliner Straße. Wir fuhren 54 Kilometer auf der Landstraße, nicht auf der Autobahn. In der Innenstadt fanden wir eine Tiefgarage, und gleich um die Ecke war die Kröpeliner Straße. Das ist die große Einkaufsstraße Rostocks mit Hotels, Restaurants und Cafés. Der Ostermarkt mit den vielen Buden und zwei Riesenrädern war überwältigend. Hier fanden zu DDR-Zeiten immer die Buch-Basare statt, wo Hermann Kant, Christa Wolf und auch Erich Loest lasen. Wir liefen, nachdem wir in der Fußgängerzone Kaffee getrunken und Mandelhörnchen gegessen hatten, bis zum Rathausplatz, wo es Softeis gab. Auf dem Rückweg gingen wir hinunter zum Stadthafen, aber das letzte Touristenschiff fuhr ohne uns nach Warnemünde. Schade! Nun mussten wir vom Stadthafen wieder die Treppen hochlaufen zur Galeria Kaufhof, wo meine Frau wiederum Textilien kaufen wollte, die es in Coburg nicht gab. Ich aber wollte im Parterre in der Schuhabteilung sitzen bleiben, wo eine Bank stand.

Als meine Frau nichts zum Kaufen gefunden hatte, fuhren wir nach Bad Doberan, wo wir zu Abend essen wollten. Die Stadt war zwar auf der Landstraße angezeigt, aber wir fanden sie nicht, rechts und links war nur Industriegebiet. Also fuhren wir weiter und erreichten Schwaan, ein Städtchen von 5000 Einwohnern wie Bad Rodach. Meine Frau war sehr erstaunt, dass es dort eine Straßenbahn gab. Wir fanden dort den Gasthof „Zikke“, wo wir von einem Chi-

nesen bedient wurden und sehr gut aßen. Auf dem Rückweg fanden wir unsere Sackgasse nicht und irrten mit dem Auto durch die Gegend, bis wir wieder über das Kopfsteinpflaster holpten und dann endlich den Müggenburger Weg fanden. Inzwischen war es 20.00 Uhr geworden.

Freitag, 11. April, war unser letzter Tag in Wismar. Wir frühstückten und lasen in unseren Büchern. In der Wohnung gab es ein Bücherregal, dort hatte ich Henning Mankells Kriminalroman „Die fünfte Frau“ (1997) gefunden und kam nicht mehr davon los, obwohl ich ihn vor Jahren schon gelesen hatte. Gegen Mittag fuhren wir noch einmal die zehn Kilometer zur Insel Poel, tranken dort Kaffee und setzten uns am Hafen auf eine Bank, um aufs Wasser zu schauen. Später aßen wir im italienischen Restaurant, ich eine Dorade, was ich nicht kannte. Sie war sehr gut, ich sagte zur Wirtin „molto bene“, was sie dankbar akzeptierte.

Am Samstag, 12. April, ging ich noch einmal zu Fuß Brötchen holen. Ich wollte, auch mir selbst, zeigen, dass ich zurückfand. Der Bäcker hatte wegen Urlaub geschlossen, bei LIDL aber konnte ich die OSTSEE-ZEITUNG kaufen. Bis 10.00 Uhr mussten wir die Wohnung geräumt haben. Als wir an der Haustür klingelten, um den Schlüssel abzugeben, kam der Hausherr aus dem Garten. Wir haben mit dem Ehepaar Ewert während der ganzen Woche keine fünf Sätze gewechselt.

Dann fuhren wir zügig nach Hause, von Wismar nach Potsdam und von dort Richtung Leipzig. An der Raststätte Fläming wollten wir Brot kaufen, dort wurde aber umgebaut, es gab nur Kaffee. In Sachsen tranken wir Kaffee in der Raststätte Köckern und erfuh-

ren, dass das Gebäck „Schnecke“ in Sachsen „Buckelcroissant“ heißt. Von Leipzig ging es nach Erfurt, dort wechselten wir die Autobahn und fuhren Richtung Schweinfurt/Suhl. Dann wurde auch schon Coburg angezeigt. Am Spätnachmittag waren wir wieder zu Hause.

Jörg Bernhard Bilke
Coburg, 16. April 2025

Józef Chelmoński im Nationalmuseum Poznań

von Arkadiusz Łuba

Beinah jedes polnische Kind lernt Józef Chelmoński in der Schule kennen. Seine Gemälde *Babie lato* (Der Nachsommer) und *Bociany* (Die Störche) sind seit früherer Bildung allgemein bekannt. Der Maler wird oft als ein melancholischer, romantischer und realistischer Chronist des Alltags eines ländlichen Lebens gefeiert. Doch ist auch ein anderer Blick auf ihn möglich?

Manch eine Giftkröte behauptet, es gebe ein Chelmoński-Symptom: Man sehe seine Gemälde und bekomme sofort eine Cholezystitis. Bis ich die Posener Ausstellung gesehen habe, schrieb ich seine Werke dem Volkstümlichen und dem Verrosteten zu. Doch man kann die Perspektive ändern und woanders die Schwerpunkte legen.

Zum Beispiel in die Innenräume, wie der Ko-Kurator der Ausstellung im Nationalmuseum Poznań, Arkadiusz Krawczyk, sagt: „Was überraschen kann, ist das Gemälde *Ein Sommerabend – Erinnerung an Ukraine*. Es ist besonders, weil sich dabei der junge Chelmoński dem Thema »Nacht« widmet, was kein einfaches ist und bestimmte künstlerische Fähigkeiten verlangt. Und es stellt eine Innenraumszene dar.“ Und in dieser sehen wir eine junge, beleuchtete Frau, die mit gesunkenen Händen und mit dem Rücken zum Betrachter am offenen Fenster sitzt. Tief in Gedanken schaut sie in die Dunkelheit. In dieser Dunkelheit ist eine schwarze, dünne Gestalt zu erkennen, die einen Stab hält. Ist das ein Verwandter oder ein Bekannter der Frau? Oder eher ein Geist? Ein Vampir? Ein

Dämon? Die bedeutende Tiefe dieses Gemäldes hat ihre Wurzeln in der Dunkelheit. Denn hinter dem Hellen der Frau versteckt sich offensichtlich etwas Dunkles; hinter dem Sichtbaren– etwas Unsichtbares, hinter dem Konkreten – etwas Unbegreifliches. Bis vor zwei Jahren war das Gemälde verschwunden, bis es 2023 durch ein Auktionshaus vom Posener Nationalmuseum gekauft wurde“. Unbeachtet von seinen Landsleuten fährt Chełmoński im Dezember 1875 nach Paris, wo er beinahe zwölf Jahre bleibt. Überraschenderweise werden dort seine Gemälde in Pariser Salons gut von der Kritik aufgenommen. Er beginnt mit den Kunsthändlern Adolph Goupil und Richard Howard Tripp zusammen zu arbeiten. Seine Werke verkaufen sich gut in Frankreich, den USA, in Portugal und Großbritannien. Hauptgründe dafür scheinen seine galoppierenden Pferde, die exotische Welt der schneebedeckten Leeren oder das farbenreiche Leben der Bewohner von gottverlassenen Dörfern zu sein. Daraufhin fängt die polnische Kritik plötzlich an, auch positiv über Chełmońskis Werke zu schreiben.

Kurator Arkadiusz Krawczyk: „Eine Art Authentizität und Wahrheit in den Motiven musste dieses Publikum begeistern. Chełmońskis Kunst wurde größtenteils mit der russischen assoziiert. Man hat die Landschaften, das Drei- und Viergespanne, die Samoware, die orientalisch aussehenden Menschen gesehen. All das musste für die Westeuropäer oder Amerikaner interessant gewesen sein.“

Doch seine Glückssträhne in Paris dauert nicht ewig. Das Publikum ist mit all den Kutschen, Märkten und Pferden gesättigt. Der Künstler kehrt nach Polen zurück und lässt sich in einem bescheidenen Holzhaus in Kuklówka, südwestlich von Warschau, nieder. Hier widmet sich Chełmoński bis zu seinem Tod reduzierten Land-

schaften, die die poetische Vision einer Welt voller Beständigkeit und Dauer unterstreichen. Fortan ist es ein episches Erzählen über die Schönheit der Natur und deren Gesetze. Es dominieren eine vereinfachte Raumkomposition und eine monochromatische Farbgebung. Chelmońskis detailgetreue Darstellung von Wiesen, Blumen und Schilfe aus dieser Zeit erinnert an die Perfektion der Darstellung in „Großes Rasenstück“, oder „Junghase“ von Albrecht Dürer.

Die monographische Ausstellung „Chelmoński 1849-1914“ ist bis Ende Juni im Nationalmuseum Poznań zu sehen.

Sie ist Teil des Projekts „Chelmoński“ und wird im Anschluss noch im Nationalmuseum Krakau gezeigt.

Józef Marian Chelmoński (* 7. November 1849 in Boczeki in Powiat Łowicki in Polen; † 6. April 1914 in Kuklówka Zarzeczna) war ein polnischer Maler. Chelmoński, einer der herausragendsten Schöpfer realistischer Malerei in Polen, malte etwa 400 Gemälde.

Die bekanntesten sind:

- Der Nachsommer/ *Babie lato*
- Die Störche /*Bociany*

Wie Masuren zu seinem Namen kam

Von Waltraut Fabisch-Rynek

Als Gott die Erde schuf, gab er ihr am siebenten Tag, einen letzten Anstrich. Nun, da alles fertig schien, bemerkte er auf seiner großen Farbpalette noch reichlich Farbe, die er nicht vergeuden wollte. Langsam drehte er die Erdkugel. Da fiel sein Blick nach Osten auf ein kleines Ländchen. Dort hatte er mit der Farbe gespart, deshalb begann er noch blaue funkte und Pünktchen zu setzen. Damit es aber nicht so langweilig aussah, gab er auch noch grüne, braune und gelbe Farben dazu. Um alles gut betrachten zu können, holte er die Sonne hervor. Nun begannen die Punkte und Pünktchen zu glänzen, denn die Farbe war noch nass.

Das gefiel dem lieben Gott und er sagte-. „Das soll so bleiben, das sollen tausend Seen werden und damit sie nicht austrocknen, soll das Grün zu Wäldern werden, die den Regen fangen und ihn in die Seen leiten.“

In der Seen gab er Fische. Auf die Seen setzte er Schwäne, Wildgänse, Enten und kleines Getier wie bunte Schmetterlinge und Libellen.

Die Ufer verschönte er mit saftigen Wiesen auf denen er Störche auf einem Bein stehen ließ, und damit sie etwas zu essen bekamen, erfand er auch die Frösche.

Damit die Frösche nicht verhungerten, machte er noch rasch die Mücken.

Doch weil die Mücken nicht schön genug sangen, fertigte er die Hummeln und die Bienen und für sie die vielen tausend bunten

Blumen, aus denen diese Insekten sich den Honig holten und den Blütenstaub weitertrugen, damit immer mehr Blumen entstehen konnten.

In die grünen Wälder gab er Elche, Bären, Hirsche, Rehe, Wölfe, Wildschweine, Fuchse, Dachse, Hasen, Eichhörnchen, Mäuse, Schlangen, Ameisen und Käfer. Bunte Vögel bauten auf den Bäumen ihre Nester.

Aus der braunen Farbe war fruchtbarer Ackerboden geworden, auf dem riesige gelbe Kornfelder im Wind wogten. Damit nun das Korn geerntet werden konnte, schuf Gott starke Bauern und Bäuerinnen. Er gab ihnen Pferde und Rinder, Schafe und Ziegen, Hunde und Katzen, Puten und Gänse, Hühner und Enten.

Nun setzte er in die Wälder zur Pflege des Wildes noch die Jäger und zur Pflege des Waldes die Waldarbeiter. An die Seen siedelte er Fischer, damit die Fische die Seen nicht überfüllten.

Die Sonne war untergegangen, und Gott schlief ein wenig. Als er erwachte, holte er die Sonne wieder hervor - deshalb geht auch heute noch die Sonne stets im Osten auf - Noch einmal betrachtete Gott sein Werk und freute sich über die prächtigen Seen, Wälder, Wiesen und Felder.

Da erblickte ihn ein einfältiger Bauer. Er erschrak sehr über den großen allmächtigen Gott und fiel auf die Knie.

Gott lächelte ihm zu und sagte: „Hier, Bauer, schenke ich dir diese schöne Natur. Vergiss nie, sie so zu erhalten, wie ich sie dir übergebe. Die Natur muss Natur bleiben, und du bist ein Teil darin!“

Karl Dedecius (1921 2016)

niemiecki tłumacz i literatury polskiej i rosyjskiej.

Urodził się w Łodzi w rodzinie Niemców, którzy przybyli do Polski z czeskich Sudetów i Szwabii. Skończył łódzkie Gimnazjum im. Stefana Żeromskiego. W czasie II wojny światowej został wcielony do Wehrmachtu we Frankfurcie nad Odrą. Latem 1942 roku znajdował się na froncie wschodnim pod Stalingradem, gdzie został ciężko ranny i dostał się do niewoli sowieckiej, w której przebywał do 1950. Tam nauczył się rosyjskiego. Po wyjściu z niewoli nie wrócił do rodzinnej Łodzi, lecz przeniósł się do narzeczonej w Weimarze, w ówczesnej NRD. W 1952 wyemigrował do RFN.

Przez ponad 20 lat pracował jako agent ubezpieczeniowy we frankfurckim towarzystwie ubezpieczeniowym Allianz. Wówczas hobbystycznie zaczął zajmować się tłumaczeniem. W 1959 roku ukazał się pierwszy tomik jego przekładów polskiej liryki *Lekcja ciszy*. Sensację wzbudziło jego tłumaczenie *Myśli nieuczestnych* Stanisława Jerzego Leca, które sprzedano w nakładzie ponad 300 tys. egzemplarzy.

Wydał kilkadziesiąt antologii i tomów indywidualnych pisarzy. Jest edytorem 50-tomowej serii „Polnische Bibliothek” (Biblioteka Polska) obejmującej literaturę polską od średniowiecza po współczesność. Łącznie tłumaczył ponad 300 poetów i prozaików w tym Mickiewicza, Miłosza, Szymborską, Różewicza, Leca, Herberta Za dzieło jego życia uznawana jest 7-tomowa *Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhun-*

derts (Panorama literatury polskiej XX wieku). https://pl.wikipedia.org/wiki/Karl_Dedecius

W 1980 roku został założycielem i pierwszym dyrektorem (do 1999) Deutsches Polen-Institut (Niemiecki Instytut Kultury Polskiej) w Darmstadt, instytucji zajmującej się popularyzacją polskiej twórczości w Niemczech oraz kontaktami między oboma narodami.

Był zaprzyjaźniony z Hrabinią Marion Dönhoff. W jednym z wywiadów wspominał: „Poznałem hrabinę kilkadziesiąt lat temu, kiedy była redaktorką Die Zeit, który (...) jako pierwszy zainteresował się moimi artykułami o Polsce i przekładami polskiej literatury. Kiedy w 1980 roku zakładaliśmy instytut w Darmstadt, wybraliśmy ją na prezesa rady nadzorczej. Pracowaliśmy razem 17 lat. (...) Gdyby nie ona, wielu projektów nie dałoby się zrealizować – zapewniała nam wolność wyboru tematów. Oboje chcieliśmy, aby niemieckie społeczeństwo zaczęło interesować się Polską i lepiej rozumiało Europę”.

Był bardzo cenionym tłumaczem. - To naprawdę wielkie szczęście dla poezji, jeśli zdarza się jej tłumacz tak świetny i tak wierny od tylu lat - mówiła o Dedeciusie w jednej z archiwalnych audycji Wisława Szymborska.(<https://polskieradio24.pl/artykul/2686253-25-05-2025>

Nagroda im. Karla Dedeciusa

Z okazji 100. urodzin Karla Dedeciusa Niemiecki Instytut Spraw Polskich (Deutsches Polen-Institut) we współpracy z Willą Decjusza ogłosiły w 2021 wznowienie przyznawania Nagrody im. Karla Dedeciusa.

Karl Dedecius to nie tylko wybitny tłumacz i wizjonerski animator kultury oraz ambasador polsko-niemieckiego dialogu, ale również inicjator renowacji zabytkowego pałacu na Woli Justowskiej w Krakowie. To właśnie Karl Dedecius przedstawił w 1991 roku ideę odnowienia Willi Decjusza oraz stworzenia tam „forum humanistów”, będącego ośrodkiem wymiany myśli i poglądów, a także miejscem spotkań różnych kultur, promującym pluralizm oraz tolerancję w życiu publicznym. Instytut Kultury Willa Decjusza to instytucja kultury Miasta Krakowa, która rozpoczęła swoją działalność w 2019. Głównym mottem Instytutu Kultury Willa Decjusza, mającego swą siedzibę w renesansowym zespole pałacowo-parkowym, jest: „Miejsce spotkań”, a ideą wszystkich podejmowanych działań – dialog, otwartość i współpraca.

Zespół Instytutu Kultury Willa Decjusza to ludzie z pasją - profesjonalści i propagatorzy dziedzictwa kulturowego w różnych obszarach i kontekstach. Prowadzone przez nich projekty i działania opierają się na łączeniu tradycji z nowoczesnością, w oparciu o innowacyjne i kreatywne podejście do myślenia o dziedzictwie, kulturze i potrzebach współczesnych odbiorców.

Działania zespołu IKWD prowadzone są w obrębie czterech głównych obszarów: **Platformy Dialogu Międzykulturowego, Centrum Rezydencji Artystycznych, Dziedzictwa Kulturowe Europy oraz działań edukacyjnych dla dzieci.**

W 2021 Willa Decjusza została partnerem Niemiecki Instytut Spraw Polskich (Deutsches Polen-Institut) - organizatora Nagrody im. Karla Dedeciusa dla polskich tłumaczy literatu-

ry niemieckojęzycznej oraz niemieckich tłumaczy literatury polskiej. Laureaci – tłumacz polski i tłumacz niemiecki – zostają wyróżnieni za wybitne osiągnięcia translatorskie, a tym samym za pracę na rzecz porozumienia między Polakami i Niemcami. Laureatów nagrody (każda w wysokości 10 tys. euro) proponuje niezależna polsko-niemiecka kapituła. Elementem Nagrody jest również pobyt rezydencjalny w Willi Decjusza w Krakowie. W 2022 Nagrodą im. Karla Dedeciusa zostali wyróżnieni Elżbieta Kalinowska i Andreas Volk, za rok 2024 - Urszula Poprawka i Lothar Quinkenstein. Laureaci otrzymują nagrodę w wysokości 10 000 euro oraz lauterat/tka z Niemiec - pobyt rezydencjalny w Willi Decjusza. Gala wręczenia Nagrody odbywa się co roku w Darmstadt. (<https://willadecjusza.pl/nagroda-im-karla-dedeciusa>)

Prusowie – pierwsi mieszkańcy Warmii, Mazur i Powiśla

Co o nich wiemy? Najstarsze źródła pochodzą z wieku VI i X. Btły to najczęściej relacje kupców.

Dopiero w wieku XIII po sprowadzeniu Zakonu Krzyżackiego ukazała się kronika Piotra z Duisburga, na podstawie której możemy dowiedzieć się więcej o Prusach.

W XIII wieku ich terytorium zajmowało około 42 000 km² i było zamieszkiwane przez 170 000 osób^[12].

O zamieszkujących plemionach pruskich w latach wczesnego średniowiecza dowiadujemy się z prac kronikarza krzyżackiego [Piotra z Dusburga](#).

Według niego, tereny Prus zamieszkiwały następujące plemiona:

- **[Pomezanów](#)** – nazwa pochodzi prawdopodobnie od słowa *pomedian* – kraj pod lasami;
- **[Pogezanów](#)** – nazwę wywodzi się od pruskiego słowa *pagudian*, oznaczającego kraj porośnięty zaroślami;
- **[Warmów](#)** – nazwa pochodzi od słowa *wurmen* i oznacza czerwoną ziemię;
- **[Natangów](#)** – Natangia oznacza krainę o spływających wodach;
- **[Galindów](#)** – nazwę Galindia wywodzi się od wyrazu *galas*, oznaczającego koniec, kres. Za granicami Galindii nie mieszkało żadne plemię pruskie stąd była określana jako kraj położony na końcu świata;
- **[Sasinów](#)** – staropruski wyraz *sasins* znaczy [zajac](#), czasami określa się te tereny nazwą *ziemią zajęcy*;

- **Jaćwingów** (*Sudowia, Jaćwierz*) – Sudowia wzięła swą nazwę od rzeki *Suduone (Sudonia)* (dzisiejsza [Szczupia](#));
- **Bartów**;
- **Sambów** – Sambia prawdopodobnie pierwotnie oznaczała kraj nizinny lub rolniczy (od pruskiego *same – rola*);
- **Nadrowów** – otrzymała nazwę od pruskiego słowa *druvis* oznaczającego *barć, wydrążone drzewo*;
- **Skalowów** – pochodzenie nazwy Skalowia jest różnie interpretowane, wywodzi się ją z języka litewskiego i wiąże się z określeniem *leśnego kraju* albo z zaginioną nazwą jednego z większych dopływów Niemna.

Plemiona te nigdy nie utworzyły jednolitego państwa, co ułatwiło ich podbój, zwłaszcza przez zakon krzyżacki.

Najwyższą plemienną władzą był wiec. Na nim decydowano o sprawach obrony, wyprawach wojennych i ustalano podział prac. W okresach wojen na wiecach wybierano wodzów. Gdy nieprzyjaciel wtargnął do kraju, cała ludność męska chwyciła za broń. Wojska zwoływane były przez gońców. Dużą rolę odgrywały grodziska, stanowiące miejsca schronień podczas wojen i ruchów.

Prawo oparte było na zasadach rodowych. Dziedziczenie odbywało się wyłącznie w linii męskiej. W życiu politycznym główną rolę stanowili możni – *nobiles*. Najwięcej było pospólstwa (wolni) – z takimi samymi prawami jak możni. Niewolników pozyskiwano w trakcie wojen,

Prusowie byli przede wszystkim ludem rolniczym. Rytm ich prac wyznaczały poszczególne pory roku. Oprócz uprawy roli zbierano grzyby, jagody, orzechy laskowe, zioła. Hodowano głównie konie, a także krowy, kozy, owce, świnie. Bardzo ceniono miód,

dlatego w puszczech zakładano barcie. Gospodarstwa położone nad brzegiem jezior posiadały wyłączność na połów ryb. Prusowie handlowali z wieloma europejskimi ludami, o czym świadczą mogą znalezione na ich terenach monety anglosaskie, germańskie, czeskie i arabskie

Religia Prusów była politeistyczna. Czcili oni siły natury: ciała niebieskie (jak Słońce czy Księżyc), zjawiska atmosferyczne, (jak piorun czy grzmot), a także zwierzęta i roślin, szczególną czcią otaczali drzewa, np. dęby.

Miejscami kultu były święte gaje, miejsca składania ofiar bogom. Wierzyli w demony i bóstwa. Ze znanych dziś bóstw pruskich należy wymienić bóstwo żeńskie Kurko (*Kurche*), bogini stworzenia i urodzaju, oraz bóstwo męskie Perkuna (*Perkunis*), boga wojny, władcę burzy i grzmotów. Wierzyli w życie pozagrobowe i uprawiali kult przodków. Utrzymywali, że dusze zmarłych snują się po swoich rodzimych okolicach.

Podbój Prus został przerwany kilkoma powstaniami pruskimi. Za ostateczną datę podboju przyjmuje się rok 1283, gdyż według krzyżackiego kronikarza Piotra z Dusburga rozpoczęły się wówczas walki na Litwie i Żmudzi.

Pomimo dużej przewagi liczebnej Prusów i znajomości terenu, wyprawy zbrojne w XIII wieku górowały nad nimi lepszą organizacją i przewagą uzbrojenia.

Słabe związki plemienne i niemożność zjednoczenia się sprawiały, że najeźdźcy prowadzili skuteczną walkę. Stosowana często przez Krzyżaków taktyka spalonej ziemi była drastyczna i różniła

się od wcześniejszych walk, toczonych głównie dla zdobycia sławy i łupów.

Podbici Prusowie przejęli język i kulturę niemiecką, natomiast na wschodzie zasymilowali się z Litwinami, a na południu z Mazurami. Szacuje się, że w sumie nawet 15 tysięcy Prusów mogło opuścić swoją ojczyznę. Część z nich w następnych latach powróciła do Prus w związku z możliwością otrzymania nowych nadań. Pozostali osiedlili się na wcześniej wymienionych terenach. Nieliczni Prusowie zamieszkali również w Wielkopolsce, Małopolsce i na Lubelszczyźnie

Prusowie (wraz z Jaćwiegami) zostali poddani przesiedleniom, głównie na tereny Warmii, Pomezanii oraz Sambii. Uważa się, że doprowadziło to do powstania tzw. pustki osadniczej na terenach Jaćwieży, Sasinii i Galindii, choć istnieją również głosy twierdzące, że tereny te nie mogły stać się zupełnie bezludnymi.

Niewykluczone również, że pruskie nazwy są w istocie nie tyle spadkiem po pierwotnych mieszkańcach, a efektem kolonizacji wewnętrznej. W okresie względnej stabilności państwa zakonnego Prusowie, przeżywając swoistą demograficzną rekompensatę powojenną, uczestniczyli w ponownym zasiedlaniu opuszczonych ziem

Według szacunków opartych na źródłach historycznych walki z Krzyżakami przetrwało ok. 100 tysięcy Prusów. Na podstawie liczby wsi zakładanych na tzw. prawie pruskim szacuje się, że na początku XV wieku na terenie Prus mieszkało ok. 150 tysięcy Prusów, blisko 40% ludności. Zamieszkiwali przede wszystkim

Sambię (95–100%), Natangię (90%), na Warmii stanowili ok. 60%, między 30 a 50% w Pomezanii, Pogeżanii i Barcji. Pozostali byli rozproszeni na innych terytoriach plemiennych. W następnych wiekach zasymilowali się z ludnością napływową z Polski, Niemiec, Litwy i innych terenów^[17].

Pogańskie obyczaje Prusów przetrwały sporadycznie w Sambii do pierwszej połowy XVI w. Jeszcze w 1561 r. pastor Abel Will z Pobethen opublikował *Mały katechizm* Marcina Lutra w języku pruskim, jednak mowa ta ostatecznie wymarła na przełomie XVII i XVIII wieku.(pruthenia.pl)

We wczesnym średniowieczu obszar dzisiejszych **Mazur** zamieszkiwały następujące plemiona pruskie:

- **Sasinowie** – południowo-zachodni teren dzisiejszych Mazur, w okolicach Ostródy, Działdowa, Nidzicy, Olsztynka i Wielbarka
- **Galindowie** – południowo-wschodni obszar Mazur, ciągnący się od Pasymia i Szczytna aż po Białą Piską, Orzysz, Giżycko, Węgorzewo i częściowo Gołdap
- **Jaćwingowie** – dzisiejsze okolice Ełku, Olecka i częściowo Gołdapi
- **Nadrowian** – północne obszary Gołdapi
- **Bartowie** – dzisiejsze okolice Kętrzyna

Ponieważ **Warmia** jest krainą historyczną, więc o jej stolicy można mówić jedynie w kontekście historycznym. Warmia stanowiła dominium biskupstwa warmińskiego i jej **formalną stolicą** była stolica diecezji – siedziba katedry i kapituły – czyli **Frombork**.

Siedzibą biskupów było początkowo Braniewo w latach 1280–1340, krótko Orneta w latach 1340–1350 i od 1350 Lidzbark Warmiński.

Wobec nieskuteczności tych działań, mazowiecki książę **Konrad** w roku 1226 sprowadził do Prus **zakon krzyżacki**. W roku 1237 posuwający się wzdłuż Wisły Krzyżacy dotarli do Zalewu Wiślanego i na terenie zdobytej **Pogezanii** założyli miasto **Elbląg**. Krótko potem w roku 1239 pokonali Warmów i zdobyli ich główną twierdzę w Bałdze, na miejscu której powstał krzyżacki zamek.. Mimo oporu Warmowie z czasem podporządkowali się Zakonowi.

Język pruski.

Prezes Stowarzyszenia Prusów Gniewomir Sarbicki powiedział, że język pruski należy do języków bałtyckich, podobnie jak litewski i łotewski. Posługiwały się nim plemiona bałtyckie mieszkające między dolną Wisłą a dolnym Niemnem. Najstarsze zachowane w tym języku zabytki piśmiennictwa to XIV-wieczny słownik Elbląski oraz trzy XVI-wieczne katechizmy Marcina Lutra, z których ostatni liczy 78 stron pruskiego tekstu.

W latach 80. ubiegłego wieku zapoczątkowano odbudowę języka nieużywanego od początku XVIII wieku, a podstawą ku temu stały się XVI-wieczne pisma.

„Podstawowy zakres słów znamy z zabytków piśmiennictwa, nowe słowa obecnie są odzyskiwane przez zespół pod kierunkiem lingwistów litewskich z nazw miejscowych i wschodniopruskich gwar języka niemieckiego, które zakonserwowały bardzo dużo pruskich

słów”- podkreślił Sarbicki.

Obecnie język pruski jest drugim językiem dla około kilkudziesięciu Prusów i jest oficjalnie klasyfikowany jako język ożywiony, a nie martwy.

Włada nim kilkadziesiąt osób, z czego w Polsce - 10. Wśród nich jest już kilkoro dzieci, dla których jest on językiem pierwszym.

„Stopień trudności, jeśli idzie o naukę języka pruskiego to pojęcie względne, oceniam, że jest to z uwagi na gramatykę język łatwiejszy od języka polskiego, trudniejszy od niemieckiego”- podkreślił Sarbicki. „Krzewienie kultury pruskiej to nasza osobista pasja i potrzeba; język jest najważniejszym składnikiem tożsamości.

Do Stowarzyszenia należą potomkowie ludności autochtonicznej, choć my nikogo nie pytamy w sposób szczególny o pochodzenie”- zaznaczył.

„Mały Książę” wydany w języku pruskim

Tłumaczenia „Małego Księcia” podjął się Piotr Szatkowski, z wykształcenia filolog i skandynawista, którego pasją jest porównywanie języków. Od 6 lat interesuje się językiem pruskim, a także gwarą warmińską i mazurską. Prace translatorskie rozpoczęły się w 2011 roku, a po dwóch latach książka była gotowa do korekty. Ostateczny kształt dzieła literackiego uzyskało w ubiegłym roku. Zostało wydane w nakładzie 200 egzemplarzy. Obecnie trwają prace nad audiobookiem.

Członkowie Stowarzyszenia Prusaspira, wcześniej grupy nieformalnej o tej samej nazwie, od połowy lat 90. XX w. biorą aktywny

udział w projekcie odbudowy języka pruskiego. Ze środków własnych zostały wydane drukowane słowniki języka pruskiego – w 1999 i w 2007 roku. Warto wspomnieć o gazecie internetowej Twankstas Prusas Preigara, prowadzonej przez Prusów z obwo-
du kaliningradzkiego, która wychodzi po prusku od 1989 - podał Sarbicki.

Obecnie członkowie Stowarzyszenia pracują także nad innymi projektami, m.in. nad słownikiem internetowym z automatyczną odmianą, słownikiem na telefon komórkowy, słownikiem do automatycznego sprawdzania pisowni podczas pisania, pruską klawiaturą dla systemów Windows i Linux. W trakcie opracowywania jest podręcznik języka pruskiego oraz słownik pruski na platformę Android.

Quelle:

<https://culture.pl/pl/artykul/maly-ksiaze-wydany-w-jezyku-pruskim>,

https://pl.wikipedia.org/wiki/Warmia_i_Mazury

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Mazury>

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Warmia>

<http://encyklopedia.warmia.mazury.pl/>

Skąd wzięła się nazwa Mazur

Waltraut Fabisch-Rynek ((„Das Ostpreußenblatt“, 8. November 1997)

Kiedy Bóg stworzył ziemię, siódmego dnia położył na niej ostatnią warstwę farby. Teraz, gdy wydawało się, że wszystko jest już gotowe, zauważył, że na jego dużej palecie zostało jeszcze mnóstwo farby, której nie chciał marnować.

Powoli obrócił globus. Potem jego wzrok padł na mały kraj na wschodzie. Zaoszczędził tam na farbie, więc zaczął dodawać niebieskie iskry i kropki. Aby nie wyglądało to tak nudno, dodał także kolory zielony, brązowy i żółty. Aby dobrze się wszystkim przyjrzeć, dodał słońce. Teraz kropki i kropki zaczęły świecić, ponieważ farba była jeszcze mokra.

Spodobało się to dobremu Panu i powiedział... „Tak powinno pozostać, jezior powinno być tysiąc i żeby nie wyschły, zieleń powinna stać się lasem, który łapie deszcz i kieruje go do jezior”.

W jeziorze były ryby. Na jeziorach umieścił łąbędzie, dzikie gęsi, kaczki i małe stworzenia, takie jak kolorowe motyle i ważki.

Upiększał brzegi bujnymi łąkami, na których pozwalał bocianom stanąć na jednej nodze, a żeby mogły zdobyć coś do jedzenia, wymyślił także żaby.

Aby żaby nie umarły z głodu, szybko stworzył komary. Ponieważ jednak komary nie śpiewały wystarczająco pięknie, stworzył

trzmiele i pszczoły oraz dla nich wiele tysięcy kolorowych kwiatów, z których owady czerpały miód i przenosiły pyłek, dzięki czemu mogło tworzyć się coraz więcej kwiatów.

W zielonych lasach umieścił łosie, niedźwiedzie, jelenie, sarny, wilki, dziki, lisy, borsuki, zające, wiewiórki, myszy, węże, mrówki i żuki. Kolorowe ptaki budowały gniazda na drzewach.

Brązowy kolor zamienił się w żyzną ziemię uprawną, na której ogromne żółte pola zboża falowały na wietrze. Aby zboże mogło być teraz zbierane, Bóg stworzył silnych rolników. Dał im konie i bydło, owce i kozy, psy i koty, indyki i gęsi, kury i kaczki.

Następnie umieścił myśliwych w lasach, aby opiekowali się zwierzyną, a drwali, aby pielęgnowali lasy. Nad jeziorami umieścił rybaków, aby ryby nie przepelniały jezior.

Słońce zaszło i Bóg trochę pospał. Kiedy się obudził, ponownie weszło słońce - dlatego do dziś słońce wschodzi na wschodzie -. Bóg ponownie spojrzął na swoje dzieło i cieszył się ze wspaniałych jezior, lasów, łąk i pól.

Wtedy ujrzał go pewien prostoduszny rolnik. Był bardzo zszokowany wielkim, wszechmocnym Bogiem i upadł na kolana.

Bóg uśmiechnął się do niego i powiedział: „Oto, rolniku, daję ci tę piękną naturę. Nigdy nie zapomnij zachować jej tak, jak ci ją dałem. Natura musi pozostać naturą, a ty jesteś jej częścią!”.

Wystraszony rolnik nie do końca zrozumiał słowa Boga, a kiedy później opowiedział żonie o swoim spotkaniu z Bogiem, powiedział:

„Bóg powiedział mi, że daje mi Mazury, a Mazury muszą pozostać Mazurami, a ja jestem ich częścią. Musimy dbać o tę krainę, aby pozostała w takim stanie w jakim przekazał nam Bóg.

Bóg uśmiechnął się do rolnika, który tak naprawdę nie rozumiał słowa „natura”, ale rozumiał zadanie i był zadowolony.

Mazury istnieją od tamtych czasów, a kraina ta do dziś nazywana jest „Mazurami”. Każdy, kto tam mieszka, czy to Rosjanin, Polak czy Niemiec, nieuchronnie stanie się Mazurem, jeśli będzie tam mieszkał wystarczająco długo - zgodnie z wolą Boga.

Tł. B.W.

P.S. **Pochodzenie nazwy** „Mazury” jest niejasne dla historyków i językoznawców.

Jedna z hipotez głosi, że nazwa „Mazury” pochodzi od prasłowiańskiego słowa „masura”, które oznacza bagna, mokradła lub torfowiska, charakterystyczne dla tego regionu.

Inna mówi, że nazwa „Mazury” pochodzi od staropruskiego słowa „masure”, które oznaczało „wyspę” lub „ziemię leżącą na wodzie”, co też jest charakterystyczne dla tej krainy.

Kolejna hipoteza zaś tłumaczy, że nazwa „Mazury” wywodzi się z przedrostka „maz-”, który oznacza „smolić”, a który w dawnej polszczyźnie miał swoją odmianę w postaci rzeczownika „maź”,

oznaczającego „smołę”. Przyrostek „-ur” to z kolei określenie na ludzi zajmujących się zbieraniem smoły i produkowaniem z niej różnych wyrobów, a zamieszkujących tereny leśne na Mazurach. To właśnie od tych ludzi prawdopodobnie pochodzi nazwa regionu..

Nazwę Warmia początkowo stosowano tylko wobec terenów położonych nad Zalewem Wiślanym, zamieszkałych przez pruskie plemię Warmów. Pochodzenie nazwy nie jest pewne. Zwykle wywodzi się ją od pruskiego słowa „wormyan” oznaczającego kolor czerwony i spokrewnionego ze słowem „czerw, robak”. Nazwa Warmia znaczy więc najprawdopodobniej „czerwona kraina”.

<https://mazury.travel/10-rzeczy-ktore-warto-wiedziec-o-warmii-i-mazurach>

<https://pl.wikipedia.org/wiki/Mazury>

Szczepan Twardoch

Pisarz i publicysta. Z wykształcenia socjolog i filozof. Znamca języka i kultury śląskiej oraz ekspert w dziedzinie broni. Urodził się 23 grudnia 1979 roku w Żernicy.

Twardocha szczególnie zajmuje problematyka identyfikacji z miejscem urodzenia, jak również tożsamości narodowościowej: polskiej, niemieckiej, śląskiej. W swoich utworach o wyrazistej i logicznej, choć jednocześnie zaskakującej i skomplikowanej konstrukcji, nieustannie balansuje pomiędzy realnym i fantastycznym, psychologią i realizmem, historią prawdziwą i alternatywną. Świat w nich przedstawiony jest spójny, sugestywny i zmuszający do zastanowienia się i nad tym, w którym żyjemy

Jest autorem kilkunastu powieści i zbiorów opowiadań, m.in.: „Morfina” (2012), „Drach“ (2014), „Król” (2016), „Królestwo” (2018), „Pokora” (2020), „Chołod” (2022), „Powiedzmy, że Piontek” (2024), a także monodramu „Byk” (2022) i innych dramatów, librett operowych i scenariuszy. Jego książki sprzedały się w ponadmilionowym nakładzie. Uhonorowany wieloma nagrodami, w tym Paszportem „Polityki”, Nagrodą im. Kościelskich, EBRD – nagrodą Europejskiego Banku Odbudowy i Rozwoju, Brücke Berlin Preis, Śląskim Wawrzynem Literackim, trzykrotnie Nagrodą Kulturalną Onetu O!Lśnienia, Nagrodą Czytelników Nike, Nagrodą im. K. Kutza, Nagrodą Planety Lema. Prawa do jego powieści zostały sprzedane do kilkunastu krajów. Na podstawie „Króla” powstał serial dla Canal+ oraz dwie inscenizacje teatralne, „Morfina”, „Drach“ i „Pokora” również trafiły na scenę. Od końca 2022 roku zaangażowany w pomoc dla Zbrojnych Sił Ukrainy, zebrał dotąd w publicznych zbiórkach prawie

dwa miliony złotych i osobiście dostarcza zakupione drony, samochody i sprzęt wojskowy na front. Za działalność na rzecz ukraińskiego wojska w 2024 roku wyróżniony nagrodą Stand with Ukraine. (<https://rynek-ksiazki.pl/aktualnosci/nowa-powiesc-szczepana-twardocha-null-ukazuje-sie-w-wydawnictwie-marginesy/>) W lutym 2025 ukazała się powieść „Null”, a 6.03.2025 w audycji PR [O wszystkim z kulturą - Dorota Gacek](#) rozmawiała z autorem na temat jego powieści.

Szczepan Twardoch: „Null” to powieść historyczna, pisana na bieżąco

„Bo jeśli wierzę w cokolwiek w świecie, to właśnie w powieść. Wierzę, że powieść jest osiągnięciem cywilizacyjnym. Powieść to jest coś wielkiego. Naprawdę. I chcę się tym zajmować, dopóki nie umrę” - tak w jednym z wywiadów mówił Szczepan Twardoch. Przywiązany do tej wiary w siłę powieści, ofiarował nam kolejną, zatytułowaną „Null”.

- Ta powieść zaczęła się, kiedy wróciłem z Donbasu do Kijowa. Poszedłem wieczorem na jakąś kolację, a że byłem jakoś nasiąknięty opowieściami z okopów i rozmowami z żołnierzami, pomyślałem, że póki mam to na świeżo, muszę zrobić notatki. Wziąłem notes i zacząłem notować - mówił pisarz.

Zaczęło się od notatek

Już w pierwszej frazie, zanotowanej naprędce przez Szczepana Twardocha, pojawiło się pierwsze zdanie powieści. - Ono w wulgarnym, wojskowym języku oddaje to, że nie mamy się najlepiej. I to dwuwyrazowe zdanie jest takim ziarnem, z którego ta powieść wyrosła. Wtedy jeszcze tego nie wiedziałem, po prostu sobie to zanotowałem, a potem zacząłem spisywać coś, co w tej powieści

stało się potem historią Małpy i jego Anioła. I kiedy wróciłem z Kijowa na Śląsk i siadłem do pracy, to patrząc na te notatki, zrozumiałem, że zacząłem pisać powieść - przyznał gość Doroty Gacek.

Lekarstwo na bezsilność

W jednej z rozmów dla radiowej Dwójki Szczepan Twardoch powiedział, że pisarz nie powinien mówić o powieści, bo to powieść powinna bronić się sama.

- Paplanie o własnych książkach wydaje mi się niestosowne - ocenił. Jednak nieco inaczej jest w przypadku tej książki, ponieważ w rozmowach z czytelnikami i dziennikarzami padają pytania o ogarniętą wojną Ukrainę. - Ta powieść właśnie z tego wyniknęła, w niespodziewany dla mnie sposób. Pierwszy raz pojechałem na Ukrainę w styczniu 2023 roku, jeszcze przed pierwszą rocznicą wybuchu wojny pełnoskalowej. I nie pojechałem tam z zamiarem pisarskim. Pojechałem z poczucia moralnego imperatywu, który stosuję do samego siebie. Pewnie też z wściekłości i z egoistycznej pobudki, że nie byłem w stanie już dłużej znieść własnej bezczynności i bezradności. A zbiórka pieniędzy i zamiana ich w sprzęt pomagający wysiłkowi wojennemu ukraińskiego wojska była jakimś lekarstwem na tę bezczynność - wyznał autor powieści „Null”.

- To, że ja w ogóle zacząłem pisać o tej wojnie, wyniknęło z prostej, praktycznej kalkulacji, że, dobra, jestem pisarzem, to jest mój fach, więc pisząc o tym, mogę zwrócić większą uwagę na moją zrzutkę, zebrać więcej pieniędzy, kupić więcej sprzętu. I temu te teksty na początku służyły. A potem okazało się, że wyniknęła z tego powieść.

Powieść o braterstwie i ludzkiej kondycji „Null” to nie tylko opis walk i tego, jak żołnierze radzą sobie w okopach. To również historia braterstwa, gdzie niezależnie od wykształcenia czy pochodzenia żołdaci dbają o siebie nawzajem.

- To braterstwo widać gołym okiem. U tych dość tradycyjnie patriarchalnych mężczyzn widać tę zaskakującą czułość wobec siebie, wobec przyjaciół z oddziału. Co nie wyklucza konfliktów, które też się zdarzają. Natomiast to braterstwo i jakaś staranność w czułości zrobiły na mnie duże wrażenie. Nawet delikatność u ludzi, którzy delikatni nie są. I próbowałem o tym napisać, bo wydawało mi się ważnym składnikiem tej sytuacji - podkreślił autor.

Jednak wojna to też adrenalina i świat, w którym żołnierze mają poczucie obcowania z prawdziwym życiem. - Wojnie towarzyszy pewien rodzaj adrenalinowego haju, od którego łatwo się uzależnić. Na pewnym poziomie to jest bardzo prosty świat, pozbawiony szarego koloru. To jest świat czarno-biały, jesteście my i są oni. A nasza rzeczywistość, ta cywilna, jest niezwykle skomplikowana. I wojna pozwala się z tej złożoności wyrwać. Wojna jest pewnego rodzaju redukcją ejdetyczną ludzkiej kondycji. Odziera ją z wszystkiego, co przygodne, i redukuje do tego, co esencjonalne w życiu. I temu można się dać uwieść. Bardzo często trudno jest żołnierzom wrócić do tego normalnego życia, mimo że przecież w obronie tego normalnego życia wojnę toczą. Jest w tym jakiś paradoks - tłumaczył Szczepan Twardoch.

Tytuł audycji: O wszystkim z kulturą.

Prowadzenie: Dorota Gacek

Gość: Szczepan Twardoch (pisarz)

Data emisji: 6.03.2025

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich/Miesięcznik.

Bezug über/Kontakt: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber/Wydawca: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

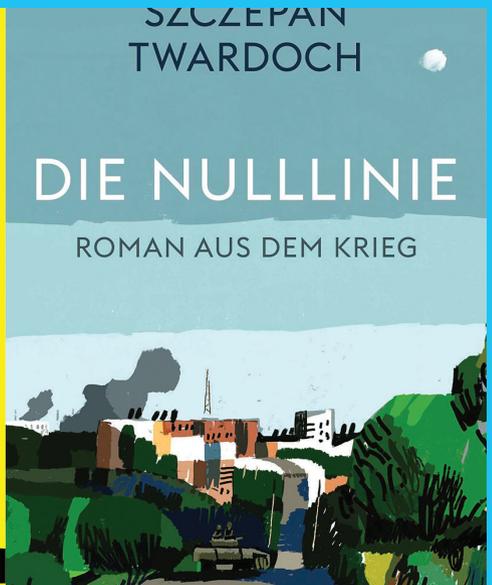
BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.

Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt. Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Der polnische Schriftsteller Szczepan Twardoch während der Internationalen Buchmesse 2025 in Warschau, fot. © Arkadiusz Łuba
Buchumschläge der poln. Originalausgabe und der dt. Übersetzung von Null (Die Nulllinie) von Szczepan Twardoch, © Marginesy, Rowohlt Berlin S. 22



„Wieczór letni – wspomnienie Ukrainy“ (Ein Sommerabend – Erinnerung an Ukraine), 1875, Öl auf Leinwand, 81 x 114 cm, fot. © ArkadiuszŁuba S.35